



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



aron Sextus erhob sich, ergriff den Armluchter, schritt auf die Bibliotheksthür zu und öffnete sie. Ist jemand da? fragte er, während er zugleich hineinleuchtete. Es kam keine Antwort.

Ich muß wohl Gespenster sehen, oder vielmehr hören, sagte er, indem er zu seinem Sitze zurückkehrte. Ja, was ich sagte, Herr Nachbar, man wird Sie auf die Festung schicken, um der Instruction zu genügen, aber Sie werden nicht lange dort bleiben.

Das ist es nun wohl nicht, was mich beunruhigt, erwiederte der General. Sondern es thut mir leid, daß ich so rasch gewesen bin. Seitdem der Mann dort liegt und dem nahen Tode entgegengeht, kann ich von dem Gedanken nicht freikommen, daß wir uns selbst betrügen, wenn wir einer und derselben Handlung bald diesen und bald jenen Namen geben, je nachdem es unsern Leidenschaften bequiem ist. Ich fürchte, daß das Wort Duell keinen andern Sinn hat, als den der Beschönigung eines Irrtums, welcher die falsche Scham an Stelle der wahren Ehre setzt. Und doch ist es eben diese falsche Scham, welche mehr als irgend etwas andres der Sittlichkeit im Wege steht, indem sie die Verbrechen bedeckt und unter ihrem Schleier vervielfältigt. Wir sind allzu schwach, wenn es sich darum handelt, einer herrschenden Unsitte ins Gesicht zu sehen.

Nun bei Gott, sagte der Baron, ich muß gestehen, ich würde es Eurer Excellenz sehr verdacht haben, wenn Sie diesem Schurken ins Gesicht gesehen hätten, ohne so zu handeln, wie Sie handelten. Und dieser Meinung wird jeder Edelmann sein, der etwa die Geschichte erfährt.

O ja, mein braver, alter Freund, das weiß ich wohl, und ich bin gewiß, daß meine That auf einer jeden Wage für vollgiltig befunden werden wird — außer auf der einen, auf welche es ankommt, nämlich der Wage der göttlichen Gerechtigkeit. Es hat wohl einen guten Sinn und ist kein willkürliches Wort, welches der Herr sprach, als er die Rache sein nannte. Sehe ich doch jetzt am Ende meines langen Lebens ein, daß wir Menschen nicht imstande sind, einander etwas böses zuzufügen. Zu gutem nur ist uns die Kraft verliehen worden, und wir sind dazu bestimmt, hilfreich zu sein, aber mit Absicht schaden können wir einander nicht, weil wir ja nicht wissen, ob das, was wir thun, zum Nachtheil

oder nicht vielleicht zum Segen des gehaßten Feindes dienen wird. Wie könnte ich einem Kinde ein Leid zufügen, das in der Hand eines allmächtigen Vaters ruht! Sie könnten mir erwidern, daß jener Mann dort zwei Thüren von uns meine Kugel in der Brust trägt, aber werden Sie es lächerlich finden, wenn ich sage, daß es sehr die Frage ist, ob er nicht durch mich die Stunde, welcher wir alle entgegengehen, leichter und schneller überwindet als ohne mich? Nein, die Absicht, Rache zu nehmen, ist ebensowohl thöricht und kindisch wie frevelhaft.

Sie müssen bei alledem bedenken, verehrter Freund, sagte der Baron, daß Herr von Baldeghem ebensogut ein Pistol in der Hand hatte als Sie, und daß von einem Racheakt kaum die Rede sein kann, wo den Gegnern gleiche Chancen gegeben sind.

Und wenn es keine Rache ist, was ist es dann? Wenn der Zweikampf dem Beleidigten keine Sicherheit der Rache gewährt, was thut er dann? Ist er dann nicht umso kindischer?

Ich möchte ihn als ein Gottesurteil bezeichnen, sagte der Baron.

Dann wären also die Fechtschulen und Scheibenstände die Fakultäten des göttlichen Rechtes. Nein, mein Freund, täuschen wir uns nicht! Die Urtheile Gottes finden eine Vollziehung, bei der es kein Entrinnen giebt, denn sie erfüllen sich in der Seele des Schuldigen selbst. Als ich diesen Mann wieder vor mir sah, der einst das Bild jugendlicher Ammut war, da hätte ich aus seinem bleichen Gesicht und dem toten Blick seiner Augen herauslesen müssen, welcher Strafe er verfallen war, wenn mich der Zorn nicht verblendet hätte.

Nun zum Ruckuck, rief der Baron, man soll nicht alles auf die Goldwage legen! Das Duell ist einmal Herkommen unter den anständigen Leuten, und Sie können weder den echten Korpsgeist im Adel und in der Armee, noch überhaupt eine gute Gesellschaft ohne das haben! Schaffen Sie das Duell ab, und die Schreiber und Schwäger werden vollends Oberwasser bekommen und unsre Wappen werden zu Firmaschildern. Das Duell ist bei uns immer Sitte gewesen, und muß es bleiben, und es nützt nichts, daß man sich so etwas gar zu genau überlegt. Es liegt das mehr im Gefühl.

Erimmen Sie sich, lieber Nachbar, was wir verabredeten, als wir anfangen miteinander Schach zu spielen? sagte der General lächelnd. Da machten wir aus, daß wir *touché joué* spielen und keinen Zug zurücknehmen wollten, weil wir uns sagten, ein rechtes Vergnügen könnten wir am Spiele erst dann finden, wenn wir durch strenge Durchführung seine Feinheiten kosteten. Zwar giebt es viele Leute, die ein bequemes Spiel, eine Art von Holzschieben, treiben, indem sie sich ihre Fehler hingehen lassen, aber das schien uns doch nichts amüsanteres zu sein als das Regeln der Kinder. Wenn das nun schon beim Spiel eine Wahrheit ist, daß erst die rechte Kunst Genuß verleiht, wie viel mehr muß es für das Leben gelten! Es giebt ja viele Leute, die auch das Leben mehr taumelnd durchführen, aber seine Freuden offenbaren sich wohl am besten den offenen Augen, und erst das rechte Verständnis kann die rechte Lebenskunst verleihen. Ich muß gestehen, daß ich mich freuen würde, wenn der Verwundete wieder aufkläre. Freilich ist das wohl nicht möglich. Doch denke ich daran — und das ist der Strohhalbm, an den meine Hoffnung sich klammert —, daß er immer sehr mäßig gelebt hat. Seine Passionen waren die Frauen und das Hazardspielen, aber er aß und trank äußerst wenig und hat nie geraucht.

Während der letzten Worte des Generals öffnete sich die Thür und der Arzt trat herein.

Es geht den Umständen entsprechend nicht gerade schlecht, aber natürlich kann es auch nicht gut gehen, erwiederte er achselzuckend auf die Fragen der beiden Herren. Er wünscht Sie zu sprechen, Herr Baron, und er besteht darauf, obwohl ich ihn vor vielem Reden warnte. Überhaupt ist er durchaus kein angenehmer Patient. Er wies die Karbolsäure zurück und nannte den Listerschen Verband einen verdamnten Humbug.

Hat er sich denn darüber geäußert, was er mir zu sagen wünscht? fragte der Baron. Ich begreife eigentlich nicht, was er will, und er sollte sich doch nicht unnötig anstrengen.

Es schien ihm sehr daran zu liegen, daß Sie kämen, er hat es mehrere male gesagt.

Nun, dann entschuldigen Sie mich, lieber Freund, sagte der Baron. Ich will sofort zu ihm gehen. Schenken Sie sich ein Glas Wein ein, Herr Doktor!

Mit diesen Worten entfernte er sich und trat in das Gemach ein, welches er dem Verwundeten eingeräumt hatte. Es lag auf der andern Seite der Bibliothek, mit welcher es durch eine Thür in Verbindung stand, und war, gleich den meisten Zimmern im Schlosse, ein hoher und weiter Raum. Den Anordnungen des Arztes gemäß war das eine der beiden Fenster geöffnet, sodaß der Verwundete beständig frische Luft hatte, und es war eine spanische Wand aufgestellt worden, um ihn vor Zugwind zu schützen. Der Freiherr von Baldeghem lag bleich wie die Leinwand seines Bettes auf dem Rücken, und die feuerrote Farbe der spanischen Wand, auf welcher wunderliche Papageien in japanesischer Manier gemalt waren, ließ das blasse Gesicht auf dem weißen Kissen freidig und leichenhaft erscheinen. Im Hintergrunde des Zimmers saß die Wirtschasterin des Schlosses als Krankenwache an einem Tische, auf welchem ein Armleuchter mit drei Kerzen stand.

Der Verwundete richtete seine grauen Augen, welche einen fieberhaften Glanz hatten, auf den Baron und lächelte in seiner gewohnten weltmännischen Weise. Ich mache Ihnen eine verwünschte Götze, sagte er mit leiser Stimme, aber ich kann mit gutem Gewissen beteuern, daß es nicht freiwillig geschieht.

Es kam davon nicht die Rede sein, entgegnete der Baron, indem er sich auf einen Stuhl vor dem Bette setzte. Sie haben nach mir geschickt, Herr von Baldeghem?

Sie sind ein alter Jäger, fuhr jener fort. Denken Sie, daß es erheblichen Einfluß auf den Zustand einer Schußwunde hat, wenn etwas Fell mit in das Loch gekommen ist?

Der Baron zuckte die Achseln. Ich denke, die Wunde selbst ist wohl das wesentliche, sagte er.

Es ist etwas von der Weste und vom Hemde mit hineingekommen, sagte der Herr von Baldeghem, aber nach meiner Erfahrung eiert so etwas von selber heraus. Wenn ich nur das Blut loswerden könnte!

Ich meine, Sie sollten Ihren Atem möglichst schonen, entgegnete der Baron. Von meininetwegen könnte ich das schon thun, sagte der Verwundete nach einer Pause, aber ich habe etwas zu sagen, was Sie interessiren wird.

Er wandte bei diesen Worten den Blick in bezeichnender Weise nach rückwärts, und der Baron schickte die Wirtschasterin hinaus, um dem Winke nachzukommen.

Ich hatte die Absicht, Ihnen meine Korrespondenz zu übergeben, sagte der Verwundete, sobald sich die Thür hinter der Frau geschlossen hatte, aber mein

Koffer ist nirgends zu finden, und ich vermute, daß er in sichern Händen ist, die ihn länger festhalten werden, als ich zu leben habe. Deshalb muß ich Ihnen mit einer Erzählung beschwerlich fallen.

Sein Blick hatte, als er so sprach, einen unheimlich stechenden Ausdruck, und der Baron fragte sich, ob nicht etwa Fieberphantasien aus dem Kranken redeten. Denn seine Worte schienen keinen rechten Sinn zu haben.

Der Arzt sagte mir, Sie sollten sich schonen, entgegnete er. Wenn es also nicht unbedingt wichtige, für Sie selbst wichtige Dinge sind, die Sie mir erzählen wollen, so sollten Sie lieber nicht mehr sprechen.

Baron Sextus konnte nicht sehen, und auch Herr von Baldeghem konnte nicht sehen, daß sich während dieser letzten Worte die Thüre nach der Bibliothek leise und langsam um eine Handbreit öffnete, und daß ein Gesicht in der Spalte erschien, welches so blaß war wie das des verwundeten Mannes, in welchem aber zwei Augen funkelten, die an entsetzenvoller Wildheit denen eines gefangenen Raubtiers ähnlich waren.

Der Verwundete machte eine Miene der Ungeduld, als Baron Sextus ihn zum Schweigen ermahnte; dann flog wieder ein spöttisches Lächeln über sein Gesicht. Ich will das als eine Erlaubnis ansehen, möglichst direkt auf das Ziel loszugehen, sagte er. Sie haben der Herrschaft Eichhausen wegen Ihre Tochter mit dem Grafen Dietrich von Altenschwerdt verlobt, und wenn ich richtig beobachtet habe, so wollen Sie die Gräfin Sibylle zur Baronin Sextus machen. Nicht wahr?

Des Barons rothbraunes Gesicht färbte sich um einen Ton tiefer, und er rückte unbehaglich auf seinem Sitz.

Wenn es sich nicht zufällig so träfe, daß ich selber ebenso interessirt dabei bin wie Sie, so würde ich mich nicht um Ihre Angelegenheiten bekümmern, fuhr der Verwundete fort. Aber ich bin bis in die Lunge hinein dabei betheilig, und so bitte ich, meine Indiskretion zu verzeihen. Sie können ja, wenn ich Ihnen alles gesagt habe, immer noch thun, was Sie wollen. Jedenfalls wären Sie ein Herr von beneidenswertem Mute, wenn Sie dann noch mit Sibylle Hochzeit machten.

Der Baron fragte sich wiederum, als der Leidende jetzt erschöpft schwieg, ob es nicht ein Phantasiren sei, was jenen zu so wunderlichen Reden führe. Aber das Aussehen und Benehmen des Freiherrn widersprach dieser Vermutung. Wenn er auch offenbar Fieber hatte, so war er doch im Besitz seiner Sinne.

Der verstorbene Graf Eberhardt von Altenschwerdt war mein intimer Freund, fuhr jener mit seiner schwachen Stimme fort, während ein boshaftes Lächeln um seine Lippen spielte. Er war ein ganz gescheiter Herr, hatte aber den Fehler, daß er seine Geliebten stets heiraten wollte, eine Manie, die der Laufbahn eines Mannes hinderlicher ist als irgend etwas andres. Nachdem es mir gelungen war, ihn zu verschiedenen malen davon abzubringen, brachte er es schließlich doch fertig und heiratete ein bürgerliches Mädchen, namens Marie Eschenburg.

Der Baron machte eine Bewegung des Erstaunens und fragte atemlos: Heiratete Marie Eschenburg?

Heiratete sie am 27. August 1844 in Bradford in New-Hampshire, erwiderte der Herr von Baldeghem, und ward Vater eines Sohnes, welcher nach ihm Eberhardt genannt wurde und die Bescheidenheit hat, unter dem Namen

seiner Mutter zu leben. Sie können ihn fragen. Er wohnt ein Stündchen von hier, in Scholldorf.

Erstaunlich! sagte der Baron.

Inzwischen ward es meinem Freunde in Amerika zu langweilig, er kehrte mit seiner kleinen Familie nach Deutschland zurück und erneuerte die Bekanntschaft einer von ihm schon früher verehrten Dame, des Fräuleins Sibylle von Anseburg. Natürlich wollte er sie heiraten. Ich machte ihn vergeblich darauf aufmerksam, daß die christliche Religion und Gesetzgebung in weiser Voraussicht der Inkonvenienzen eines vielfältigen Haushalts einen solchen Schritt nicht gestatte. Er heiratete sie doch.

Unglaublich! rief der Baron.

Es thut mir leid, daß ich meinen Koffer eingebüßt habe, sonst würde ich durch meine Korrespondenz diese Erzählung dokumentiren können. Fräulein Sibylle spricht in ihren Briefen ihre Bedenken gegen die Vermählung aus, aber sie hat sie überwunden, vermutlich weil sie ihre Gründe dazu hatte.

Sie wollen doch nicht behaupten, daß die Gräfin von der Vermählung des Grafen Eberhardt mit Marie Eschenburg gewußt habe?

Ich habe es erlebt, daß siebzehnmal hintereinander die Kugel auf Rot fiel, und was die Frauenzimmer betrifft, so sind sie meines Erachtens noch schwerer zu beurteilen als das Roulette, antwortete der Freiherr. Sibylle war kein gewöhnliches Mädchen, und sie ist, wie ich merke, ein ungewöhnliches Weib geworden. Könnte ich Ihnen meine Briefe zeigen, unter denen sich ein ansehnliches Packet von Sibyllens Hand befindet, so würden Sie hierüber leicht ins Klare kommen. So, das ist so ziemlich alles, was ich Ihnen zu sagen hätte. Ich will morgen, wenn ich noch lebe und Sie Lust zum Hören haben, das Nähere mitteilen.

Er war, wie es schien, am Ende seiner Kräfte. Seine Augen schlossen sich, und sein Atem ward keuchender als vorher.

Dem Baron erschien es wie ein Traum. Er wußte nicht, was er denken sollte. Ein Gefühl des Mißtrauens gegen alle Welt überkam ihn, und er betrachtete den blassen Mann vor sich mit Abscheu. Er stand auf, ging auf den Behen hinaus und begab sich in sein Arbeitszimmer zurück, wo er den Grafen von Franken und den Arzt im Gespräch fand. Er zog die Klingel und gab dem Diener Auftrag, die Wirtschafterin wieder zu dem Kranken zu schicken. Dann setzte er sich mit sorgenvoller Miene an den Kamin und sprach kein Wort.

Als er aber das Krankenzimmer verlassen und dessen Thür hinter sich zugemacht hatte, kam die Gräfin Sibylle aus der Bibliothek hervor und schritt auf das Bett des Freiherrn zu. Sie ging mit weiten, vorsichtigen, leisen Schritten, und kaum hörbar rauschte ihr seidenes Gewand. Sie streckte den Hals weit vor. Ihre Züge waren von Leidenschaft verzerrt, und ihre Augen hatten einen unheimlichen Ausdruck, Furcht und Wut loderten in diesen dunkeln Sternen. Sie blieb vor dem Bette stehen, blickte unverwandt auf das stille Gesicht mit den geschlossenen Augen und kreuzte die Arme über der Brust, um ihre Hände zu verhindern, den Hals des Mannes zu umfassen und den letzten schwachen Atemzug seiner Brust zu ersticken. Der Verwundete fing an, sich ein wenig zu bewegen, gleich als wirkte ihre Nähe auf ihn mit elektrischer Kraft, und nun schlug er die Lider auf und blickte ihr in das Gesicht.

Die Gräfin beugte sich vor, und mit bebenden Lippen flüsterte sie ihm ein einziges Wort zu: Schuft!

Seine Augen flammten auf, eine leidenschaftliche Erregung schien auch ihn zu ergreifen, er versuchte sich aufzurichten, seine Hände griffen in die Luft, und nun brach ein Strom von Blut aus seinem Munde empor. Ein leiser Schrei, wie ein Wehelauf, drang aus der Gräfin Brust hervor, und sie zog ihr Taschentuch und preßte es ihm auf den Mund, um das Blut zu hemmen. Sie sank vor dem Bett auf die Kniee nieder, und als das Blut unaufhaltsam rann und über ihren Arm lief, stöhnte sie in unerträglicher Angst.

Barmherziger Gott! sagte sie leise, ich habe ihn zweimal gemordet!

In diesem Augenblick hörte sie einen Schritt auf dem Korridor, der sich näherte, sie fuhr in die Höhe, steckte ihr Tuch in die Tasche und flüchtete durch die Thür hinaus, welche der Bibliotheksthür gegenüber lag.

Baron Sertus saß schweigend am Kamin und hörte der Unterhaltung zwischen dem General und dem Arzt zu. Die Worte der beiden Herren schlugen an sein Ohr, ohne in sein Verständnis einzugehen, er dachte nur an die Eröffnung, welche ihm Herr von Baldeghem gemacht hatte, und er geriet, während er deren Folgen überlegte, in eine Aufregung, welche mit jeder Minute zunahm. War er ein Spielball in der Hand einer schändlichen Intrigantin gewesen und so bethört worden, daß er diese hatte heiraten wollen? Hatte er seiner Tochter Herz um nichts gebrochen? Er kämpfte in sich, ob er dem Verwundeten Glauben schenken sollte. Hatte der Mann nicht doch vielleicht phantasiert? Die Sache mit dem Koffer war verdächtig. Er hatte sich schon am Nachmittage nach demselben erkundigt, und der Kastellan hatte ihm berichtet, Gräfin Sibylle habe dem Bedienten Heinrich befohlen, den Koffer hereinzutragen. Heinrich aber behauptete, den Koffer allerdings aufgenommen, aber dann wieder zurückgetragen und im Eingange hingestellt zu haben. Der Koffer war nicht zu finden. Wie wollte er es anfangen, um die Wahrheit herauszubringen?

Es ist ja nicht völlig unmöglich, sagte der Arzt, daß ein Patient mit einem Schuß durch die Lunge davonkommt. Das soll im französischen Feldzuge einige male vorgekommen sein und auch meine Kollegen in den Vereinigten Staaten versichern, Fälle im Sezessionskriege erlebt zu haben, wo trotz einer so schweren Verletzung doch Heilung erfolgt sei. Besonders in hochgelegenen Orten, wo eine außerordentliche Reinheit der Luft herrscht, wie zum Beispiel in den Sierras der westlichen Landschaften, sollen derartige wunderbare Heilungen erfolgt sein, und dort sollen Leute herumgehen und wohltauf sein, welche einen Schußkanal aufzuweisen hatten, der mitten durch die Brust führte. Aber mir sind in meiner Praxis solche Fälle noch nicht vorgekommen, und ich kann nicht recht an deren Möglichkeit glauben.

Während er so sprach, kam die Wirtschafterin hereingelaufen und rief dem Arzt zu, er möge sogleich kommen, der Verwundete schwimme in Blut. Er ergriff seine chirurgische Tasche und eilte hinaus.

Also geht es doch jetzt zu Ende! sagte der General mit gesenktem Haupte. Lange Zeit saßen die beiden alten Herren einander stumm gegenüber, aber endlich konnte Baron Sertus sein Geheimnis nicht mehr für sich behalten.

Als ich drüben war — bei dem Verwundeten, wissen Sie, sagte er, da habe ich eine sonderbare Geschichte gehört.

Der General sah ihn fragend an.

Wenn das wahr ist, was er mir erzählte, so bin ich auf eine schmäbliche Art hintergangen worden und muß mir gestehen, daß ich mir in keiner Weise mehr auf meine Menschenkenntnis etwas einzubilden brauche. Ich fürchte, daß

ich ein schweres Unrecht gegen meine Tochter begangen habe, indem ich der göttlichen Vorsehung zu wenig vertraute und mir einbildete, ein kluger und voraussehender Mann zu sein, während ich nichts besseres bin als ein alter Narr!

Der Baron ging, nachdem er so gesprochen hatte, in tiefer Bewegung durch das Gemach, stieß das Fenster auf und blickte in die Nacht hinaus.

Der General folgte ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Wir müssen uns alle, wie wir da leben, den Vorwurf machen, daß wir der göttlichen Weisheit nicht genug Vertrauen schenken und in eigenwilliger Thorheit unser eignes Glück zerstören, sagte er.

Denken Sie, mein Freund, fuhr der Baron fort, indem er sich umwandte und dem General ins Auge sah: dieser Baldeghem behauptet — es ist schwer, so etwas nur über die Lippen zu bringen —, daß unsre Gräfin — alle Wetter, ich weiß nicht, ob ich es widersagen soll!

Baron Sextus brach ab und ging unruhig umher. Seinem geraden Sinn hatte die Eröffnung Baldeghems etwas unerträglich Abstoßendes. Er konnte sich in die Motive solcher Leute, wie Gräfin Sibylle und der Herr von Baldeghem zu sein schienen, garnicht hineindenken.

Hat die Gräfin denn eigentlich um Ihre Geschichte mit dem saubern Herrn von Baldeghem gewußt? Ist ihr die Veranlassung, die erste Ursache Ihres Kampfes bekannt gewesen? fragte er nach einer Pause.

Gewiß, das ist ihr genau bekannt gewesen, sie wußte sogar den Taufnamen meiner unglücklichen Frau.

Freilich, freilich, sagte der Baron. Ich erinnere mich. Es fällt mir jetzt ein, daß sie sich in einer Weise nach Ihnen erkundigte, die auf eine Bekanntschaft mit jener Geschichte schließen ließ. Und nun kommt es mir wahrhaftig so vor, als ob das heute Nachmittag kein zufälliges Zusammentreffen gewesen sei. Und wenn es das nicht gewesen ist, so erklärt es sich auch, warum er mir das erzählt hat. Denn es ist gar kein vernünftiger Grund zu erdenken, warum er seine letzten paar Atemzüge dazu verwenden sollte, mir solche Dinge zu hinterbringen, wenn es nicht aus Rache geschieht.

Und was hat er denn eigentlich erzählt? fragte der General.

Er behauptet, Herr Eberhardt Eschenburg wäre der älteste und legitime Sohn des verstorbenen Grafen Eberhardt von Altenschwerdt, und —

Wer behauptet das? fragte eine ruhige und freundliche Stimme.

Betroffen blickten die beiden Herren, welche am offenen Fenster standen, nach der Thür, von woher die Stimme kam, und sie sahen die Gräfin Sibylle vor sich. Sie war in einen weißen Schlafrock gehüllt, hatte eine weiße, spizenbesetzte Haube auf dem Kopfe und sah in dem langwallenden Gewande mit ihrem schwarzen Haar und den dunkeln, leuchtenden Augen bei der rötlichgelben Beleuchtung der Wachskerzen und des Kaminfeuers schöner und majestätischer aus als je.

Ich wollte mich bei den Herren erkundigen, wie es unserm armen Patienten geht, sagte sie näherkommend, und ich bitte um Entschuldigung, daß ich unabsichtlich etwas gehört habe, was vielleicht nicht für meine Ohren bestimmt war. Gerade dies ist mir jedoch so interessant, daß ich darauf zurückkommen muß. Wer hat behauptet, daß Herr Eschenburg der echte und älteste Sohn des Grafen Eberhardt und folglich selbst Graf von Altenschwerdt sei?

Dem Baron erschien in Anwesenheit der ruhig und überlegen blickenden Dame wiederum das, was er von dem Verwundeten vernommen hatte, wie eine

Phantasie, eine Täuschung. Gleichwohl war er jetzt so von Mißtrauen erfüllt, daß er den frühern unbefangenen Ton nicht wieder anzunehmen vermochte.

Gnädigste Gräfin, sagte er mit finstern Gesicht, es ist der Freiherr von Baldeghem, Ihr alter Freund, der dies auf seinem Sterbebett behauptet.

In der That? entgegnete sie. Also so schlecht steht es mit ihm? Das thut mir leid. Ich habe gehört, daß es kein gutes Zeichen sei, wenn die Wundeten sobald schon die Besinnung verlören. So heftiges Fieber soll todbringend sein.

Mit einer Empfindung, die dem Grausen nahe kam, hörte Baron Sextus diese Worte, und weder er noch der General vermochten etwas zu entgegnen.

Der funkelnde Blick der Dame wanderte von einem zum andern, und eine Art von Triumph schien sich darin auszusprechen.

Und was sagte mein armer Freund ferner? fragte sie. Hat er sich mit dieser Vision begnügt, oder brachte er zusammenhängende Phantasien vor?

Er sprach sehr zusammenhängend, erwiederte der Baron. Er gab Ort und Zeit der Vermählung des Grafen Eberhardt mit Marie Eschenburg an und sagte, daß seine Korrespondenz die Beweise dafür liefern könne.

In der That? Und hat er Ihnen diese Korrespondenz gezeigt?

Er behauptet, sie wäre in seinem Koffer, und dieser Koffer ist verschwunden.

Die Gräfin schüttelte den Kopf. Und was sagte der Arzt dazu? fragte sie. Herr von Baldeghem hat mir das unter vier Augen mitgeteilt. Der Arzt ist erst jetzt wieder zu ihm gegangen.

Wie sonderbar, daß er gerade gegen mich, gegen mich und seinen treuesten Freund aus alter Zeit so arge Dinge vorbringt, sagte Gräfin Sibylle schwermütig, indem sie den Kopf auf die Brust herabsenkte. Aber so geht es uns auch oft in Träumen, daß wir das zu hassen wähnen, was wir doch lieben, und die Visionen der Kranken haben wohl Ähnlichkeit mit den Träumen der Gesunden, indem die Einbildungskraft rege ist, während der Verstand ruht. Ach, welch ein Tag, welch ein schrecklicher Tag! Wer konnte das ahnen, daß er so enden würde, nachdem er voll froher Hoffnungen begonnen hatte! Schrecklich, schrecklich!

Gräfin Sibylle preßte ihr Battisttuch an die Augen.

Baron Sextus blickte zweifelnd seinen Freund an, und dieser, welcher sich mit keinem Worte in die Unterhaltung mischte, beobachtete die Dame voll Argwohn.

Die Pendule auf dem Kaminstimms schlug.

Schon ein Uhr, sagte der General. Wenn Sie mir ein Bett geben lassen wollten, lieber Freund, so würde ich Ihnen dafür dankbar sein. Ich will nicht zurückfahren, ich möchte am Plage bleiben. Aber ich bin so erschöpft, daß ich mich nach einem Stündchen der Ruhe sehne.

Es geht mir wie Ihnen, sagte die Gräfin. Doch läßt mich die Erregung nicht ruhen. Aber ich will mich doch wieder zurückziehen und empfehle mich Ihnen, meine Herren.

Die beiden Herren verbeugten sich stumm und sahen ihr nach, wie sie mit ihrem gewohnten stolzen Gange der Thür zuschritt. Sie trug den Kopf hoch, und die weiße Schleppe ringelte sich hinter ihr her.

Da mit einemmale, ganz nahe der Thür, knickte sie ein und stieß einen Schmerzensschrei aus. Baron Sextus eilte auf sie zu, und sie stützte sich auf seinen Arm, während sie stöhnte und die Zähne auf die Unterlippe preßte.

Ein kleines Unglück zu so großem! sagte sie mit einem melancholischen Lächeln. Bitte, geleiten Sie mich zu dem Sessel dort, ich habe mir, wie es scheint, den Knöchel verrenkt.

Baron Sextus unterstützte sie, und sie schlang ihren Arm um seinen Hals. O mein alter Freund, flüsterte sie, sich an ihn schmiegend und neben ihm dahinhinkend, mein alter Freund, Welch ein Tag!

Um des Himmels willen! erwiderte er, indem er sie sanft in den Sessel gleiten ließ, es wird doch hoffentlich nichts Ernstliches sein?

Wer kann das wissen! sagte sie seufzend. Mein Gemüt ist so verdüstert, daß ich auch bei Kleinigkeiten fürchte.

Sie hob den rechten Fuß empor, streifte ihr Nachtgewand zurück, ließ den Pantoffel zu Boden fallen und betastete das Gelenk, während sie versuchte, den Fuß zu bewegen. Ah, es geht nicht, ächzte sie. Wie das schmerzt! Ich bitte Sie, lieber Baron, holen Sie mir den Arzt, sobald er drüben abkommen kann. Traurig und doch gut, daß er im Hause ist. Ach, mein Freund, Ihr Schloß wird zum Lazareth!

Baron Sextus stand kalt und ernsthaft vor ihr, das in ihm erweckte Mitleid und der Gräfin Anuschmiegen waren nicht warm genug, um sein Mißtrauen zu schmelzen.

Es wird am besten sein, sofort kalte Umschläge zu machen, sagte der General, indem er die Klingel zog.

Der eintretende Diener ward beauftragt, Wasser und ein Handtuch zu bringen, und der Baron ging selbst, um den Arzt zu holen. Es zeigte sich, daß der Knöchel bei jeder, auch der geringsten, Drehung schmerzte, daß aber äußerlich keine Verletzung, keine Schwellung zu bemerken war. Gräfin Sibylle ward auf dem Sessel in ihr Schlafzimmer getragen und zu Bett gebracht, der Arzt legte einen Verband an, welcher den Fuß in einer günstigen Stellung festhielt, verordnete eine Einreibung, und dann ward es still im Schlosse. Baron Sextus zog sich zurück, nachdem er dem General ein Schlafzimmer hatte geben lassen, und der Verwundete blieb in der Pflege des Arztes und der Wärterin.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Gräfin Sibylle lag, nachdem der Arzt sie verlassen hatte, einige Minuten unbeweglich im Bette, aber ihre dunkeln Augen wanderten rastlos umher in dem weiten Schlafgemach mit der roten Tapete. Die weißen Vorhänge des Bettes waren zurückgeschlagen, und sie konnte sich in dem Pfeilerspiegel an der gegenüberliegenden Wand sehen. Auf dem Toilettetische stand eine Lampe, und in deren Nähe glänzten die kristallinen und vergoldeten Fläschchen und Büchsen, welche der Gräfin nötig waren, um die Farbe ihres Gesichts lebhaft und angenehm zu erhalten und ihren Augen jenes geheimnisvolle Leuchten zu verleihen, welches schon so manchem Manne gefährlich geworden war. Neben dem Tische saß das junge Mädchen, welches mit dem verantwortlichen Amte betraut war, der Gräfin als Hofe an die Hand zu gehen, und sie saß mit gesenktem Kopfe müde da, hatte die Hände im Schoße gefaltet und harrete etwaiger Befehle. Der Baron hatte gewünscht, daß sie die Nacht bei ihrer Dame wache.

Gräfin Sibylle richtete sich empor, stützte den Kopf auf die Hand und rief: Martha!

Das junge Mädchen fuhr zusammen, stand auf und näherte sich ihr.

Gehen Sie zu Bett, sagte die Gräfin. Ich will den Verband liegen lassen und keine Einreibung machen, weil ich zuviel Schmerzen habe.

Der Herr Doktor sagte, die Frau Gräfin sollten wieder mit den kalten Umschlägen anfangen, wenn sich Schmerzen einstellten, sagte das Mädchen unterwürdig.

Die Schmerzen, welche der Doktor meint, habe ich nicht, erwiederte die Gräfin. Ich fühle nur ein Ziehen. Gehen Sie zu Bett, ich will zu schlafen versuchen. Nehmen Sie die Lampe mit.

Das Mädchen wünschte gute Nacht und entfernte sich.

Gräfin Sibylle tastete, als es dunkel geworden war und die Thüren des Schlafzimmers und des Salons sich geschlossen hatten, nach den Streichhölzern auf dem Nachttisch und zündete eine Kerze an. Dann warf sie mit einem Ruck die Decke zurück und riß mit eiliger Hand den Verband von ihrem Fuß. Der Knöchel war weiß und tadellos modellirt, keine Spur von Entzündung oder Anschwellung zeigte sich, nur zogen sich leichte rosafarbene Streifen über die Haut hin, welche den Druck der Bänder anzeigten. Gräfin Sibylle betrachtete den Fuß, während sie die Binde in der Hand hielt, und ein leises Zittern flog durch ihren Körper. Dann warf sie einen scheuen Blick nach dem Spiegel hinüber, wo sie sich aufgerichtet sitzen sah, starrte vor sich hin und flüsterte, mit sich selber sprechend: Ich will es nicht thun, ich will es nicht thun.

Aber nun verfinsterten sich ihre Züge, ihre Lippen preßten sich zusammen, und mit einem Satz war sie aus dem Bette und ging mit leichten, raschen Schritten im Schlafgemach auf und nieder. Sie hielt die Arme verschränkt über der Brust, ihr Kopf war herabgebeugt, ihre Stirn gerunzelt, und sie befand sich in solcher Aufregung, daß sie laut mit sich selber sprach, ohne es zu wissen.

Er stirbt! sagte sie, er stirbt! Giebt es denn noch etwas, was ich fürchten könnte? Ich habe ihn gemordet, was könnte denn nun noch Schreckliches geschehen? Es ist alles ganz gleichgiltig. O Oskar, Oskar!

Sie hielt inne in ihrem eiligen Gange und preßte beide Hände so heftig durch die leichte Nachtkleidung in ihren Busen, daß es sie schmerzte.

Dann fiel ihr eine Szene aus ihrer Jugend ein, und sie erhob den Kopf und lachte mit einem wilden Blick. Sie war neben ihrem Vater über die Heide geritten, vorn an der Spitze der Jäger, und sie waren vor eine Hecke gekommen, an deren anderer Seite ein Graben sich hinzog. Es war ein ungewöhnliches Hindernis, und ihr Vater hatte ihr gellend zugerufen, auszubiegen und den Sprung hier nicht zu versuchen. Aber dicht hinter ihr ritt ein Mann, von dem sie wußte, daß er springen würde. Sie war ihm mit Mühe zuvorgekommen, sie hörte in ihrem Nacken das Schnauben seines Pferdes, und sie konnte ihm den Sieg nicht lassen. Jetzt in der Nacht, so viele Jahre später, fühlte sie noch den saufenden Wind, der damals bei dem rasenden Ritt ihr Haar hatte rückwärts flattern lassen, fühlte sie noch das Aufbäumen ihres Pferdes und den Triumph des Gelingens bei dem verzweifeltten Sprunge. Sie war die erste bei den Hunden gewesen, die das Wild gestellt hatten, und sie hatte ihr Jagdmesser dem Hirsch ins Herz gestoßen.

Gräfin Sibylle hatte am heutigen Tage die Hoffnung auf das Gelingen

ihres Planes beinahe ganz aufgegeben, fast hatte sie alle Luft verloren, das Spiel noch fortzusetzen. Der Freiherr von Baldeghem hatte ihr innerstes Herz tödtlich verwundet. Aber sie wollte den Sieg haben. Ein Dämon in ihrem Innern schien sie vorwärts zu treiben, sie konnte nicht innehalten auf ihrer Bahn, und wie damals auf dem schraubenden Rosse an der Spitze der Jäger, wollte sie auch jetzt niemand zuvorkommen lassen, und wie damals, so scheute sie auch heute kein Hindernis. Sollte Eberhardt Eichenburg triumphirend hier einziehen und sie mit ihrem Sohne beschämt davonschleichen? Sollte jener verwundete Mann, der geliebte Todfeind, mit dem ersterbenden Hauche des erbleichenden Mundes das Gebäude ihrer Hoffnungen umblasen wie ein Kartenhaus? Nein! Auf die Gefahr hin, das Genick dabei zu brechen, wollte sie vorwärts stürmen, und hoffentlich würde jener Mann wenigstens noch lange genug leben, um zu sehen, daß sie die Erste sei.

Mit hastiger Hand zog sie ihre Kleidung an und schnürte ihre Stiefel. Vor ihrem innern Auge stand das kleine Wirthshaus in Scholldorf, und sie erblickte einen hohen Haufen Reisig und Brennholz, den Wintervorrat der Familie, der zehn Schritte vom Hause aufgeschichtet lag. Seitdem sie vernommen hatte, daß Eberhardt zurückgekehrt sei, war ihr dieser Haufe nicht aus dem Sinne gekommen, es war, als necke ihre Einbildungskraft sie mit diesem Anblick, der von ihrem letzten Besuche in Scholldorf her in ihrem Gedächtnis geblieben war. Er war auf der Südseite des Hauses aufgeschichtet, um in der Sonne zu trocknen, und seit heute Abend blies ein warmer Wind von Süden her.

Jetzt stand sie fertig angekleidet da und nahm einen grauen Regenmantel aus dem Schranke, um sich hineinzuhüllen. Aber als sie ihn am Halse befestigen wollte, zitterten ihre Hände so, daß sie Haken und Öse kaum zu vereinigen vermochte, dies Zittern ergriff ihren ganzen Leib, und ein Beben erschütterte ihre Eingeweide.

Ich will es nicht thun, sagte sie sich, ich will es nicht thun.

Sie dachte an die schlafende Familie, an die Kinder im Hause, sie dachte an Eberhardts Antlitz, und entdeckte in ihm die Ähnlichkeit mit ihrem verstorbenen Gemahl. Sie sah sich im Spiegel und entsetzte sich über den eignen Anblick.

Aber der Dämon trieb sie vorwärts.

Sie ging zum Toilettentisch, nahm eine kleine Spritze mit langer nadel-förmiger Spitze aus einem Etui, zog sie voll einer wasserhellen Flüssigkeit in einem kleinen Glase, streifte den Armel vom linken Arme zurück, bohrte mit ihrer zitternden Hand die Nadel unter die Haut und spritzte das Morphinum hinein. Es bildete sich eine kleine Geschwulst, und sie presste den Daumen auf das Nadelloch, bis die Geschwulst sich verlor. Ihre Hände beruhigten sich jetzt, das Beben ihres Körpers hörte auf, und ihre Augen verloren den irrenden Ausdruck. Dann zog sie die Kapuze über den Kopf, löschte die Kerze aus und huschte, von oben bis unten in das leichte, dunkle Gewand gehüllt, aus dem Zimmer.

Als sie die Thür des Salons leise hinter sich geschlossen hatte, stand sie einen Augenblick in Bestürzung auf dem Korridor still. Es war dunkle Nacht, und wenn sie auch in ihren eignen Räumen sich ohne Licht hatte zurechtfinden können, fürchtete sie doch in den langen Gängen und auf der Treppe etwas Ungeschicktes zu begehen, was sie hätte verraten können. Aber schon nach kurzer Zeit, während sie vorsichtig den Korridor entlang schritt, gewöhnten sich ihre Augen an

die Dunkelheit, und es war, als ob übermächtige Willenskraft ihre Fähigkeiten erhöhte. Vor der Thür von Dietrichs Wohnung blieb sie stehen. Dietrich hatte heute Abend ein nachdenkliches und trübes Gesicht gezeigt und war früh zu Bett gegangen, da er, wie er sagte, ermüdet war. Wenn du ein Mann wärest! Wenn du ein Mann wärest! flüsternten der Gräfin Lippen. Dann schritt sie weiter. Die Reihe von Fenstern, welche abwechselnd dunkle und ein wenig erhellte Stellen in der Mauer bildeten, wurde heller, und es gelang ihr, ohne Geräusch und ohne Fehltritt die Treppe zu erreichen und hinabzugehen. Sie wählte den Weg nach den Wirtschaftsräumen. Sie wußte, daß die Außenthüren dort nicht verschlossen wurden, und daß sie dort ohne Aufenthalt den Park würde erreichen können. So ging sie denselben Weg, auf welchem Eberhardt zu zweien malen heimlich in das Schloß gekommen war.

In der Nähe der Küche tastete sie an der Wand und fand die Thür zu einem Raume, wo allerhand Gerät für den Hausgebrauch, auch die Lampen und das Brennöl aufbewahrt wurden. Sie zündete einen Wachszünder an, von denen sie ein Packet zu sich gesteckt hatte, und ergriff eine der blechernen großen Kannen, die mit Petroleum gefüllt waren. Jetzt hörte sie die gewaltige alte Treppenuhr, welche der Dienerschaft die Zeit kundgab, zwei Uhr schlagen, und dieser Ton beflügelte sie. Die schwere Kanne in der Hand, flüchtete sie hinaus, durcheilte die Parkdecke und trat durch die kleine Pforte, welche sich ehemals für Eberhardt geöffnet hatte, ins Freie.

Ein schwacher Sternenglanz lag auf der Erde, hell genug, um ihr den Weg zu zeigen, während es doch dunkel genug war, um sie vor menschlichen Augen zu verbergen. Mit einer Schnelligkeit, die unter gewöhnlichen Umständen unmöglich von ihr hätte erreicht werden können, leichtfüßig wie ein Indianer, durchmaß sie den offenen Platz vor dem Schlosse und schritt unverzagt in den düstern Wald. Keine Sekunde irrte sie sich in der Richtung, der Weg nach Scholldorf war ihr wohlbekannt, es schien, als sei es ihr heute unmöglich, fehlzugehen, und sie strich wie ein böser Geist der Nacht unter den rauschenden Ästen der Fichten dahin. Ihre zarte Hand umklammerte den breiten Henkel der Kanne wie mit eisernen Faust, und ihre Augen waren stetig nach vorwärts gerichtet, jede Biegung des Weges mit Sicherheit erspähend.

In dem thätigen Körper jedoch war die Seele noch thätiger. Sie war so gespannt und so mächtig arbeitend, daß sie den Körper zu einer Maschine machte, der über das eigne Vermögen hinaus sich anstrengte. Gräfin Sibylle wußte nicht, wie schnell sie ging, sie wußte nicht, wie sie es anfang, den Weg so genau zu erkennen. Sie ließ die Ereignisse des vergangnen Tages in unaufhörlicher Reihenfolge wie Bilder immer wieder an sich vorübergehen, und sie zog aus jeder neuen Betrachtung immer wieder andre Gesichtspunkte, welche nichts als neue Stacheln waren, um sie vorwärtszutreiben.

Sie sah den Baron Sextus mit der veränderten Miene vor sich stehen, worin sie die Geschichte seines Denkens las. Wie weich war er bis jetzt gewesen, biegsam wie Wachs in ihren Händen, zerschmelzend im Feuer ihres Blickes! Und nun nahm er die Haltung des beobachtenden Richters an, und etwas Eisiges war in seiner Empfindung gegen sie, was ihren Stolz und ihre Selbstliebe erkältend berührte. Wie er sich streng und höflich gegen sie benommen hatte! Wie sie den Einfluß des Grafen von Francken in ihm gespürt hatte, den sie für ihren Feind hielt! Und dann fiel ihr der Verlust des letzten Restes ihres Vermögens ein, und ein brennender Ärger überkam sie. Wie hatte sie so kin-

disch sein können, dem geschwägigen Plebejer diesen Notanker anzuvertrauen? Wenn ich mich nicht an Schloß Eichhausen anhalte, so muß ich ertrinken, sagte sie sich. Es giebt keine Wahl mehr. Ich muß jetzt Baronin Sextus werden oder sterben, denn ich habe nicht die Fähigkeiten, die zum Betteln erforderlich sind. Dann wieder fiel ihr die unvermutete Rückkehr Eberhardts ein, und sie bedachte, welche Gefahr sich hieran für sie knüpfte. Der Brief, den sie untergeschoben hatte, die Liebe zwischen Dorothea und diesem verhassten und gefürchteten, unerträglich edelsinnigen Manne und die Enthüllung Baldeghems! Großer Gott, warum konnte denn Eberhardt bei solchem Sturm nicht ertrinken? Welch ein leichtes und angenehmes Ende aller Noth wäre das gewesen! Aber mehr als andre Gedanken verfolgte sie der an Baldeghem selbst. Das Bild des Verwundeten, wie ihm das Blut aus dem Munde strömte, lag auf dem Grunde aller Empfindungen, die sie quälten, es bildete deren Mittelpunkt und wichtiges Hauptstück, und sie empfand eine Art von grausamer Wollust bei der Erinnerung, daß es ihre Hand gewesen war, die dies Blut hervorgelockt hatte. Dies Bild ihrer Erinnerung war ein süßer Trost für sie und hob sie in letzter Instanz über alle Furcht hinaus. Es nahm dem Tode seine Schrecken und ließ die Farben verbrecherischer Handlungen erbleichen. Denn es war graufiger als alles, was nun noch gesehen konnte, und da sie dies gesehen hatte, konnte sie alles sehen. Wenn nun alles zu Grunde ging, wenn das große Verbrechen, das sie jetzt begehen wollte, nicht zum Ziele führte, so konnte sie an das Lager des Sterbenden gehen und in seiner Umarmung sich töten. Gräfin Sibylle atmete tief und schwer. Sie stellte sich in ihrer erhitzten und flammenden Einbildungskraft vor, daß sie mit dem Gemordeten zusammen im Jenseits anlangen würde, und dort wollte sie ihn mit Geistesarmen umschlingen und nie mehr aus ihrer Liebe loslassen.

In ihrem Gedächtnis stand jedes Wort deutlich geschrieben, welches sie hinter der spanischen Wand verborgen, aus seinem Munde gehört hatte. Sie dachte mehrere male darüber nach, daß er gesagt hatte, er wünschte das Blut loszuwerden, und sie konnte sich das nicht anders erklären, als indem sie annahm, er fürchte, daß es in seiner Brust gerinnen und ihn ersticken könnte. Wenn das so war, so konnte möglicherweise die Erschütterung, welche er gehabt hatte, seine Rettung sein. Möglicherweise kam noch alles gut werden, sagte sie sich, indem sie diesen Gedanken verfolgte, und indem wiederum das Triumphgefühl jenes Sprunges und siegreichen Rittes sie überkam. Der eilende Gang hatte ihr Blut in heftige Bewegung gesetzt, und die streichende Nachtlust im Walde erfrischte ihre Sinne. Das Gefühl jenes Rittes, welches sie diese Nacht hindurch verfolgte, als sei damals in ihrer Jugend ein bleibender Eindruck auf ihre Nerven ausgeübt worden, der nur der Gelegenheit harre, um wieder sichtbar zu werden, dies belebende Gefühl kam zu erneuter Kraft. Gräfin Sibylle fühlte sich der Lage gewachsen. Ich werde es trotz alledem durchsetzen, sagte sie sich, ihr kennt mich nicht, wenn ihr glaubt, ich wäre schon unten!

Sie achtete auf den Wind, welcher noch immer von Süden her nach dem Meere zu wehte und an Gewalt zugenommen hatte. Das vielfältige durchdringende feine Pfeifen in den Millionen Nadeln der Fichten und das Rauschen in den Zweigen der Laubbäume klang ihr angenehm. Sie sah an lichten Stellen den Himmel über sich und dunkle Wolken über die Sterne hintreiben, es war eine gute Nacht für jemand, der etwas verüben wollte, wobei er keine Zeugen zu haben wünschte. Ohne eine Spur der Ermüdung, nur immer schneller und

schneller schreitend, je näher sie ihrem Ziele kam, durchmaß sie den Wald und kam vor dem Dorfe an. Es lag still und dunkel da, und als sie die ersten Häuser erreichte, schlug die Thurmuhre die dritte Stunde nach Mitternacht. Es war fast eine volle Stunde zu fahren von Eichhausen nach Scholldorf, und sie hatte den Weg in einer Stunde zu Fuße zurückgelegt.

Jetzt hörte sie den Wächter in sein Horn stoßen und blieb stehen. Sie konnte nicht durch die Hauptstraße gehen, sondern mußte einen Umweg machen, wenn sie der Gefahr der Entdeckung entgehen wollte. Rasch entschlossen bog sie nach rechts ab und lief an den Hecken außerhalb hin. Das Wirtshaus zum frischen Hering lag auf einer kleinen Anhöhe seitwärts von der Landstraße vereinzelt, sodaß man sich ihm von jeder Seite nähern konnte. Leicht und schnell lief sie dahin, wie ein dunkles Nachtgespenst, ihre Augen hatten sich so an die Dunkelheit gewöhnt, daß sie beinahe ebenjogut wie am Tage ihren Weg fand, und ohne daß auch nur ein Hund angeschlagen hätte, kam sie vor dem Gasthause an.

Ein fieberhafter Drang, gleichsam eine Wut der Zerstörung, kam über sie. Hier stand das Haus, worin ihr Feind schlief, dort oben lag er wehrlos im Schlaf befangen, in ihre Macht gegeben, wenn sie nur den Mut besaß, sich aller ihrer Mittel zu bedienen. Wer durfte jemals wagen, sie der ungeheuern That zu bezichtigen, die sie vorhatte? Das Gelingen, nur das Gelingen war ihre Rettung. Wenn er unterging mit aller seiner Habe, mit jenen Dokumenten, die seine Waffe bildeten — wenn ihr gelang, das zu erreichen, so war sie geborgen, so errang sie den Sieg.

Jetzt stand sie neben dem hohen Haufen brennbaren Stoffes. Er reichte bis zur Höhe des obern Stockes hinauf und lag kaum zehn Schritte von der leichten Wand des Hauses entfernt. Wie um ihr die Ausführung zu erleichtern, war eine Schicht festen Holzes in großen Klötzen treppenartig vor der hohen Reifwand gelagert, und sie stieg mit gewandten Füßen hinauf. Dann goß sie den Inhalt der großen Kanne von oben her aus, sodaß das Öl die trocknen Zweige benetzte und herabfickernd den ganzen Haufen in eine für das Feuer höchst empfängliche und nachhaltig brennbare Materie verwandelte. Nun stieg sie herab, braunte einen Wachszünder an und steckte die Masse in Brand. Der Wind fauchte in die Flammen hinein, und in fünf Sekunden leckte sie bis oben hin an dem Scheiterhaufen empor.

Gräfin Sibylle ergriff die leere Kanne und stürzte davon. Sie vernahm ein Prasseln, als sie um die nächste Ecke bog, sie blickte sich um und sah eine Flamme höher als das Haus auflodern und vom Winde gegen dasselbe getrieben werden. Sie wandte sich ab und floh auf demselben Wege zurück, auf welchem sie gekommen war.

Aber mit andern Empfindungen strich sie jetzt an den Hecken hin. Eine furchtbare Angst war über sie gekommen, und während sie noch schneller lief als auf dem Herwege, schien es doch, als sei diese gewaltsame Bewegung nicht genügend, um das gepeinigete Gemüt zu ersticken, denn ihre Arme zitterten, und ihre Zähne schlugen wie im Frost aneinander. Entsetzlich! Entsetzlich! rief es in ihr. Sie stellte sich vor, wie das Feuer das Gebäude ergriff, wie das leichtgebaute Haus unter dem mächtigen Angriff der wohlgenährten Flamme aufsprasselte, krachte und verging, sie sah die Familie des Wirts, sie sah die Kinder in ihren kleinen Betten von Rauch und Blut umgeben, und sie ächzte vor Grauen bei dem Gedanken, daß das zusammenstürzende Gebäude mit ihm,

den sie vernichten wollte, zugleich die armen Unschuldigen begrub. Nicht mehr wie der stürmende Jäger, sondern wie das gehezte Wild lief sie dahin.

Jetzt sah sie einen roten Schein daherkommen, nun vernahm sie das Geheul von Hunden, nun erklangen die dumpfen Töne von Hörnern. Sie wagte nicht, zurückzusehen. Wie vom Wahnsinn gepeitscht, stürzte sie auf den Wald zu und lief in das Dunkel. Hier schien ihr eine Erleichterung zu winken, aber sie hatte sich getäuscht. Der Wald war lebendig geworden. Neckende Frazen grinsten aus dem Dickicht hervor, und Spukgestalten huschten seitwärts vom Wege. Die hohen Bäume streckten Arme mit greifenden Fingern nach ihr aus. Jetzt packte eine riesige Faust ihren Mantel, sie schrie laut auf und riß sich los, aber ein Fetzen ihres Gewandes blieb zurück. Hilfe! Hilfe! keuchte sie. Mein Gott, mein Gott, steh mir bei! ächzte sie. Jetzt stand sie still. Ein kreischendes Wehgeschrei war ihr im Nacken. Sie drehte langsam mit gläsernen Augen den Kopf um und blickte hinter sich. Es war nichts zu sehen, das Geschrei war in ihrem innern Hören gewesen. Sie rannte weiter. Jetzt glaubte sie die Schritte laufender Männer hinter sich zu vernehmen, das Haar sträubte sich ihr auf dem Kopfe, und sie lief so schnell, als hätte sie alle Schwere verloren. Aber der Lärm blieb hinter ihr, und sie vernahm deutlich das Prasseln der Flammen, neben ihr tanzten die unheimlichen Gestalten, die sie nicht zu überholen vermochte, und etwas Furchtbares, das mit den Sinnen nicht wahrnehmbar war, drohte aus den Tiefen der Finsternis hervor.

Aber sie erreichte den Saum des Waldes und stürzte aus ihm hervor mit dem Gefühl, dem Schrecklichsten entronnen zu sein. Ein kühlere Wind erfaßte sie, und sie merkte, daß sie in Schweiß gebadet war. Sie war fast am Ende ihrer Kraft und blieb draußen auf der freien Fläche stehen, um Atem zu schöpfen. Ihre Brust arbeitete, daß es sie schmerzte, und sie freute sich über die Stiche, die sie durchzuckten, weil sie merkte, daß ihre Angst vor Ungreifbarem sich dabei verminderte. Der erste helle Schein des Morgens, ein unbestimmtes Grau, zeigte sich am Himmel und ließ die Umrisse des Schlosses erkennen. Sie ließ sich auf einen Stein nieder, um ihre wankenden Kniee sich erholen zu lassen, und starrte das alte düstere, schweigende Gebäude an. Es war ganz still hier draußen, kein Lärm vom Dorfe schallte hierher, lautlos strich der Wind über die offene Ebene, und in der Freude, dem unheimlichen Walde entronnen zu sein, beruhigte sich ihr Fieber. Sie stellte sich den Verwundeten vor, wie er da drinnen lag und vielleicht schon tot war. Sie stellte sich ihren Sohn vor, den Baron und alle, die sie im Schlosse kannte, und es kam ihr vor, als gehöre sie nicht zu ihnen. Die lebende Welt war ein Schauspiel, bei dem sie nur Zuschauerin war. Es war ein Traum, den sie träumte.

Aber mechanisch that sie doch, was die Klugheit gebot, um ihre That zu verbergen. Sie erhob sich, sobald sie fühlte, daß sie wieder gehen könnte, und lenkte ihre Schritte der kleinen Pforte zu, sie ging durch den Park, trat durch die Hinterthür ein, stellte die leere Kanne an ihren richtigen Ort und schlich durch die schweigenden Gänge zu ihrem Zimmer zurück. Je näher sie dem Orte kam, der fernere Thätigkeit und Schlaueit von ihr verlangte, desto mehr kehrte sie mit Bewußtsein in die Wirklichkeit zurück. Sie brachte ihre Kleidung an die gewohnten Plätze, wusch ihre von Petroleum benetzten Hände mit wohlriechender Seife und legte sich zu Bette.

Inzwischen war es heller geworden, ein grauer Schimmer fiel durch die Fenster herein, ihre Uhr zeigte ihr, daß es halb fünf Uhr war. Sie löschte

die Kerze aus und zog die Klingel, welche in das Zimmer ihrer Zofe führte. Nicht lange nachher hörte sie den Schritt des Mädchens und rief ihr zu, die Lampe zu bringen. Sie wunderte sich selbst über den Ton ihrer Stimme, denn er klang ihr sonderbar und verändert. Das Mädchen kehrte mit der Lampe zurück, und Gräfin Sibylle setzte sich im Bette auf.

Was ist die Uhr, Martha? fragte sie.

Beinahe ein Viertel vor fünf, gnädige Gräfin, antwortete jene.

Fragen Sie doch, ob der Arzt noch im Schlosse ist. Der Verband drückte mich, und ich habe ihn abgenommen. Ich wünsche, daß der Arzt kommt, wenn er noch hier ist.

Das Mädchen ging und kehrte mit dem Arzt zurück.

Gräfin Sibylle lag in die Kissen geschmiegt da, den Kopf auf den weißen Arm gestützt, von dem der Armel zurückgeglitten war, und von ihrem unbedeckten Haupte fiel das schwarze Haar über Hand und Arm hin. Ihr Gesicht war ohne eine Spur von Farbe, es sah im Schein der Lampe bleichgelb wie Wachs aus, und die schwarzen Augen leuchteten jetzt auch ohne künstliche Mittel in einem wunderbaren Schimmer.

Der Arzt konnte sich nicht enthalten, mit bewunderndem Blick diese Frauengestalt zu betrachten, von der eine geheime Anziehung ausging, welche ihn mit der Empfindung von etwas Außerordentlichem durchschauerte. Gräfin Sibylle war so unähnlich den Frauen, die er gewöhnlich zu behandeln hatte.

Ich fürchte, Ihre Morgenruhe gestört zu haben, sagte sie mit weicher Stimme, aber mein armer Fuß hat mir diese Nacht so viele Schmerzen bereitet.

Sie hob bei diesen Worten die Decke von den Füßen ab und wies den Knöchel vor.

Entschuldigen Sie, daß ich den Verband abgenommen habe, fügte sie hinzu.

Der Arzt befühlte mit zaghafter Hand den Knöchel, der so schmerzhaft sein sollte und so zierlich und gesund ausah.

Merkwürdig! sagte er. Es ist keine höhere Temperatur darin, und ich bemerke auch keine Spur von Geschwulst.

Das ist mir auch auffallend, sagte sie. Aber ich habe schon häufig bemerkt, daß mir die Nerven üble Streiche spielen. Mein Hausarzt hat mir öfters gesagt, daß meine Nerven ebendieselben Erscheinungen hervorriefen, wie sie gemeinlich nur aus andern Dingen — Fieber, und ich weiß nicht, was — entstünden. Vielleicht ist es ein Nervendruck, der mir die Schmerzen verursacht, aber das ist gewiß: ich bin nicht imstande aufzutreten oder auch nur die geringste Bewegung zu machen.

Sie deckte die Füße wieder zu und sah dem Arzte ins Gesicht.

Möglich, sagte er. Die Nerven sind ein höchst komplizirtes Gebiet.

Wann war es, daß Sie mir den Verband anlegten? fragte sie. Ich denke, es ist etwa um zehn Uhr gewesen.

O nein, es war viel später, es ist sicherlich nicht vor ein Uhr gewesen, das weiß ich bestimmt. Es ist kurz vor zwei Uhr gewesen.

Zwei Uhr! wiederholte sie seufzend. Und jetzt ist es noch nicht fünf Uhr. Drei kurze Stunden, und es kommt mir wie eine Ewigkeit vor. So verlängern sich die Nächte, wenn wir Schmerzen haben. Wie geht es dem Verwundeten?

Gräfin Sibylle suchte ruhig zu sprechen, aber bei dieser Frage bebte ihre Stimme.

Ich war soeben bei ihm und bin nicht unzufrieden. Er ist ohne Fieber, und der Blutsturz, den er gestern Abend hatte, ist vielleicht eine Erleichterung gewesen, welche Hoffnung giebt. Ich sage: vielleicht.
Gräfin Sibylle antwortete nicht. Sie legte sich in die Kissen zurück.

Dierundvierzigstes Kapitel.

Baron von Sextus hatte eine qualvolle Nacht zugebracht. Die Erlebnisse des vergangnen Tages wurden in der Stille und Dunkelheit immer lebhafter in ihm, während er zu schlafen versuchte, und die unruhigen Gedanken, welche ihn verfolgten, nahmen eine so peinigende Form an, daß er endlich Licht anzündete und im preußischen Landrecht las, um sich müde zu machen. Aber er fing gar bald an, sich über einige Punkte darin zu ärgern und gab das Lesen auf, um nachzudenken.

Die Lage der Dinge um ihn herum war ihm verdächtig und unbehaglich. Er hatte keinen Boden mehr unter den Füßen. Mochte der Freiherr von Baldeghem nun die Wahrheit gesagt oder gelogen haben, immer blieb die Gräfin Sibylle nicht ohne den Schein eines zweideutigen Benehmens. Baron Sextus beschloß, um Klarheit zu erhalten, der Sache näher auf den Leib zu rücken. Er wollte am andern Morgen nach Scholldorf reiten, Eberhardt besuchen und ihn geradezu fragen, wessen Sohn er sei und wie es mit seiner Vergangenheit stehe. Mann gegen Mann stellt sich das am leichtesten heraus, sagte sich der alte Herr. Wenn dieser junge Mann mir ins Auge sieht, so bringt er es nicht fertig, zu lügen. Das weitere wird sich schon finden, eins folgt dann aus dem andern. Aber bei diesem Herrn Eschenburg liegt der Schwerpunkt der ganzen Geschichte, und ich werde es so machen, wie ich es bei der Schwadron gemacht habe: ich knie demjenigen auf die Brust, der am tiefsten drin steckt, und dann muß der Fuchs zum Loche heraus.

Es wurde Morgen, und Baron Sextus stand früher als gewöhnlich auf, fuhr in seine Stiefel, wie er stets gleich beim Aufstehen zu thun pflegte, zog die gewohnte Interimsuniform an, von der er behauptete, sie sei der einzige Schlafrock, den ein Mann anständiger Weise tragen könne, und ließ sich den Kaffee in das Arbeitszimmer bringen.

Da meldete ihm der Kammerdiener, indem er das Frühstück brachte, daß der Herr Pfarrer Sengstach aus Scholldorf ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Bewundert über einen so frühen Besuch ließ der Baron den Pfarrer zu sich bitten.

Pfarrer Sengstach war in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung, sodaß seine sonstige Schüchternheit und Verlegenheit in Gegenwart vornehmer Personen ihn ganz verlassen hatte. Er war erhitzt von eiligem Gehen, lehnte die ihm angebotene Cigarre ab, und ging ohne Umschweife auf den Zweck seiner Anwesenheit ein.

Herr Baron, sagte er, es ist in unserm Dorfe diese Nacht ein großes Unglück geschehen, und nur die Fügung Gottes hat verhindert, daß das Unglück noch größer geworden ist. Das Wirtshaus, welches den Eheleuten Zeyfing gehört, ist ein Raub der Flammen geworden, und es ist als ein Wunder zu be-

trachten, daß kein Menschenleben dabei verloren gegangen ist, sondern nur geringere Verletzungen bei den Erwachsenen stattgefunden haben.

Der Baron griff sich an den Kopf und betrachtete erschrocken den aufgeregten Mann.

Ist denn die ganze Hölle losgelassen? fragte er.

Daß niemand dabei umgekommen ist und auch die Kinder und das Vieh gerettet wurden, ist nächst dem allmächtigen Gotte dem schwarzen Diener des Malers Eschenburg zu danken, der früh genug erwachte, seinen Herrn weckte und mit eigener Lebensgefahr die Kinder aus dem Hause trug. Was ich aber Ihnen insgeheim zu sagen habe, Herr Baron, das ist ein Umstand, der sich in Verbindung mit dem Brande zugetragen hat. Es ist allem Anschein nach der Brand kein zufälliger gewesen, sondern von ruchloser Hand in verbrecherischer Absicht angezündet. Nun haben wir vieles schlechte Volk im Dorfe, und es wird nicht ganz ohne Grund vermutet, daß auch der letzte Brand im vergangenen Winter, wobei die Witwe Hansen umkam, angelegt war. Hier aber ist es ein ganz absonderlicher und unerhörter Umstand, der mich bewogen hat, sofort zu Ihnen zu kommen und Ihnen die Sache mitzuteilen.

Wieso? Was kann das sein? fragte der Baron, tief atmend.

Ich hatte die beiden Männer, den Herrn Eschenburg und seinen Diener, in meinem Hause untergebracht, während die Zehnjungs bei Nachbarn aufgenommen waren, und ich unterhielt mich gerade mit dem Neger über die sonderbare Erscheinung, daß das Feuer von dem Holzstoß vor dem Hause ausgegangen sei, als eines der schlechtesten Subjekte im Dorfe, der Schiffer Harnsen, zu mir kam und mir Dinge erzählte, die mir das Haar zu Berge trieben. Ich glaubte zuerst, der Mensch wäre betrunken, aber obwohl er seinen gebräuchlichen Schnapsgeruch um sich verbreitete, war er doch nüchtern genug, um zu wissen, was er sprach, und Herr Eschenburg war auch der Meinung, daß er nicht betrunken sei. Ich will damit nun nicht behaupten, daß ich glaubte, er sage die Wahrheit, und Gott möge verhüten, daß er die Wahrheit sprach, aber im Interesse einer edeln und hochangesehenen Familie muß ich Ihnen, Herr Baron, mitteilen, was er erzählte, damit Sie alsdann thun können, was Sie für Recht halten. Zunächst muß ich erwähnen, daß dieser nichtsnutze Mensch an einer Krücke humpeln muß, da er bei einem Sturze sich das Bein arg verletzt hat, und daß die allgemeine Stimme im Orte ihn als denjenigen bezeichnet, der diesen Sommer einen Einbruch in eben dem Gasthause verursacht habe, welches jetzt niedergebrannt ist. Nun gestand also dieser Mann ganz offen, daß er allerdings derjenige sei, für welchen ihn die allgemeine Meinung hält, daß er nämlich den Einbruch gemacht habe. Aber er habe, so behauptete er, das nicht auf seine eigne Hand gethan, sondern er sei durch eine vornehme Dame dazu aufgefordert worden, welche er später als die Frau Gräfin von Altenschwerdt kennen gelernt habe. Diese Dame habe von ihm verlangt, er solle einen dunkeln Kasten mit silbernem Beschlag stehlen, der auf der Kommode stehe, und solle ihr denselben bringen.

Baron Sextus war so bleich geworden, wie das bei seiner dunkeln Gesichtsfarbe nur möglich war, er beugte sich weit vor, wie um dem Pfarrer die Worte von den Lippen zu nehmen, und piff die ersten Takte seines alten Regimentsmarsches.

Daß der Kerl in der That der Einbrecher ist, kann wohl kaum bezweifelt werden, denn was könnte ihn veranlassen, sich selbst anzuklagen, wenn er un-

schuldig wäre? Aber selbst angenommen, er wäre nicht im Besitz seiner vollen Vernunft, so giebt ihm doch das Zeugnis des Negers Recht, denn dieser erklärte nun, daß es allerdings so sei. Er habe den Mann recht wohl erkannt. Ja noch mehr: der Kerl berief sich auf den Herrn Eschenburg selbst, indem er behauptete, dieselbe Sache damals, als ihn der Neger ergriffen hatte, dem Herrn Eschenburg erzählt zu haben, dieser habe ihn aber ermahnt, zu schweigen. Er sei auch nicht von dem Neger aus dem Fenster geworfen worden, sondern er sei in der Angst ausgeglitten und hinabgefallen, als er habe vom Fenster herabsteigen wollen.

Und was sagt Herr Eschenburg dazu? fragte der Baron.

Herr Eschenburg saß schweigend dabei und erwiderte kein Wort. Er bestätigte die Aussage des Mannes nicht, sagte aber auch nicht, daß es die Unwahrheit wäre. Aber nun, Herr Baron, kommt das Entsetzlichste, und ich weiß kaum, wie ich es herausbringen soll.

Der Pfarrer rieb sich die Stirn, und es war ihm anzusehen, wie schwer es ihm wurde, zu thun, was er für seine Pflicht hielt. Der Baron biß die Zähne zusammen und saß mit finstern Gesicht da.

Dieser Mann nämlich spricht eine Behauptung aus, sagte Pfarrer Sengstach langsam, für welche er keine Beweise vorzubringen vermag. Und deshalb ist es vielleicht voreilig von mir, sie zu wiederholen. Aber da sich doch aus seiner Behauptung ein Gerücht entwickeln könnte, oder da sich wohl gar eine Untersuchung darauf gründen könnte, so muß ich es Ihnen sagen, Herr Baron, damit Sie Ihre Maßregeln treffen können. Nämlich seine Behauptung geht darauf hin, daß die Frau Gräfin selbst das Haus in Brand gesteckt hätte.

Ah! rief der Baron erleichtert. Da haben wir ja den Beweis, was die Aussagen dieses verdammten Bösewichts überhaupt wert sind. Denn die Frau Gräfin hat sich gestern Abend den Knöchel verrenkt und liegt mit einem festen Verband im Bette.

Nun, Gott sei Dank! rief der Pfarrer, indem er beide Hände emporhob.

Aber des Barons Miene ward wieder finster, nachdem er seine tröstlichen Worte gesprochen hatte. Es erfaßte ihn ein Gedanke, den er nicht laut werden ließ.

Welche Motive hat der Mann Ihrer Meinung nach zu seiner Beschuldigung? fragte er. Zugleich zog er die Klingel und beschied die Zofe der Gräfin zu sich.

Der Pfarrer konnte über die Motive des Schiffers nichts bestimmtes sagen. Ob es Reue sei oder das Gefühl der Rache, meinte er, getraue er sich nicht zu entscheiden.

Währenddessen trat Martha herein.

Wie geht es der Frau Gräfin? fragte der Baron.

Martha berichtete, daß die Frau Gräfin gegen fünf Uhr den Arzt bestellt habe und daß sie seitdem zu schlafen scheine. Sie habe seitdem nicht wieder geschellt. Graf Dietrich sei gekommen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, aber sie habe ihm gesagt, daß die Frau Gräfin schlafe, und da habe er sie nicht stören wollen und sei wieder fortgegangen.

Wenn sie erwacht, so machen Sie ihr meine Empfehlungen, Martha, sagte Baron Sertus.

Sie sehen, Herr Pfarrer — wenn es überhaupt gestattet ist, diesen Punkt zu diskutieren —, daß die Frau Gräfin gegen fünf Uhr im Schlosse war. Gegen

zwei Uhr habe ich selbst sie noch gesehen. Also selbst wenn sie ihre Füße zu gebrauchen fähig wäre, hätte sie diese Nacht nicht in Scholldorf sein können. Denn auch ein Schnellläufer würde kaum in drei Stunden den Weg vom Schlosse nach Scholldorf zweimal zurücklegen können.

Das ist gewiß, das ist gewiß, sagte der Pfarrer, in seine alte Verlegenheit zurückfallend und indem er den Hut in den Händen drehte. Er entschuldigte den ungewöhnlichen Schritt, den er unternommen habe, mit dem Interesse, welches er am Hause Sextus nehme, meinte, daß auch wegen der alten Geschichte des Einbruchs kein Kläger da sei, wenn nicht etwa der Schiffer selbst an die Gerichte gehe, und dann erkundigte sich der Baron nach verschiedenen Einzelheiten, die mit dem nächtlichen Ereignis in Verbindung stehen konnten. Aber es kam kein neues Licht in die Sache, und nachdem der Baron dem Pfarrer seinen Dank ausgesprochen und seinen Besuch in Scholldorf in Aussicht gestellt hatte, trennten sich die beiden Männer, und Pfarrer Sengstack wanderte sorgenvoll nach Hause. Das Schicksal der Familie Sextus lag ihm in Wahrheit am Herzen, er ahnte ein Unheil, das im Werke sei, und er dachte gramvoll an Dorotheens Bündnis mit dem Grafen. Nicht als hätte seine schwärmerische Verehrung für sie jemals die Gestalt eines Wunsches angenommen, aber es jammerte ihn ihre gebrochene Haltung, die ihm nicht hatte entgegen können, als er sie beim Verlobungsfeste beobachtete.

Baron Sextus aber suchte seinen Freund den General auf, denn der Kopf ward ihm zu wüth und zu schwer, als daß er mit seinen Gedanken allein hätte fertig werden können.

Der alte Herr zeigte heute Morgen wieder seine klare und heitere Miene, was dem Baron eine wahre Erleichterung war. Denn er fühlte in diesen Tagen den Wert dieses Mannes, dessen reine und hohe Gesinnung ihm ein fester Anhaltspunkt war, ohne daß er sich klar darüber wurde, wie sehr er eines Haltes außer sich bedurfte.

Ich habe vom Arzte gehört, daß der Verwundete heute Morgen fieberfrei ist, sagte der General, und ich schöpfe hieraus einige Hoffnung. Möge sie nicht noch zuletzt betrogen werden! Aber wie mag es unsern andern Patienten gehen? Was macht die Gräfin und vor allem: wie geht es Dorothea?

Wie es Dorothea geht, das weiß ich noch nicht. Ich war noch nicht bei ihr. Die Gräfin scheint noch zu schlafen, sagte der Baron.

Und Sie selbst, lieber Herr Baron, obwohl ich Sie nicht zu den Patienten rechne? Sie sehen etwas abgespannt aus.

Ich habe nicht geschlafen, erwiederte der Baron, indem er sich dem Freunde gegenüber an das Fenster setzte.

Der General war noch nicht mit allem bekannt, was sich gestern Abend ereignet hatte, denn die Dazwischenkunft der Gräfin hatte die beiden Herren gestört und nachher hatte er keine Fragen thun wollen, weil er merkte, wie nahe dem Baron die Enthüllung des Herrn von Baldeghem ging. Er wollte ruhig abwarten, was der Baron ihm von selbst mittheilen werde.

(Fortsetzung folgt.)

